

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 9

Artikel: Waagplatz 11 : eine Unheimliche Geschichte
Autor: Behm, Bill
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668701>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aber mit dir kann man nicht diskutieren. Du verwirrst einen absichtlich und machst einen krank mit deiner Sturheit.» Und eine Träne verdünnte wahrhaftig den Festtagswein. Das erschütterte den Mann dermassen, dass er vorschlug, zur Beilegung in Güte ein Lexikon zu konsultieren. «Haben nie eins gehabt», schluchzte sie.

Dann eben ein Rechtschreibebuch, den Duden. Bis er ihn zuhinterst im Bücherbord zwischen «Nie mehr krank sein» und den Memoiren des Tänzers Nijinski fand, hatte sie Zeit, ihre Tränen zu trocknen. Erwartungsvoll schaute sie ihm entgegen, als er blättern daherkam, den Schenkel lässig hob und sich auf die Armlehne ihres Sessels niederliess. «Lass sehen: Smolensk... smorzando... aha, da haben wir's: Snob: «vornehm tuender, eingebildeter Mensch, Geck».

Nachdem er langsam und deutlich und laut gelesen, legte er das Buch aufgeschlagen auf den Tisch, ergriff sein Glas und hob es ihr entgegen: «Prost Liebling. Lass uns noch oft solche kleinen Streite mit happy-end haben.»

Diesmal stiessen sie an. Und es war, wie es an einem fünfzehnten Hochzeitstag sein muss: der Mann zärtlich beschwichtigt im Bewusstsein seiner Ueberlegenheit, die Frau ohnmächtig gemacht durch den toten Buchstaben, im Innern aber um seine — des Dudens — Unzulänglichkeit wissend.

W A A G P L A T Z 11

Eine unheimliche Geschichte von Bill Behm

«Schönen Dank, aber ich werde schon finden. Bis zum Hotel ist es ja nicht weit», sagte Robert Kerstings zu dem alten Herrn, mit dem er in geschäftlichen Beziehungen stand und der ihn für den Abend eingeladen hatte. Nach herzlichem Abschied trat er in den Regen hinaus, während sich hinter ihm die Haustür der kleinen Villa schloss.

Es war schon spät in der Nacht, und die kleine Stadt war ihm unbekannt. Nur wenige Laternen brannten und warfen ein düsteres Licht auf das nasse Pflaster, den Nebel kaum durchdringend. Ein kalter Regen nieselte vom Himmel. Den Mantelkragen hochgeschlagen, stapfte Kerstings drauf-

los, seinem Hotel zu. Musste er hier nicht abbiegen? Natürlich ja. Robert wandte sich nach rechts, aber nach einer Weile entdeckte er, dass er sich hoffnungslos verlaufen hatte. Vergebens spähte er nach jemand aus, der ihn hätte zurechtweisen können, aber leer und tot lagen die Strassen. Er war in ein Gewirr von kleinen, dunklen Gassen geraten und ging unsicher weiter. Zu dumm, sich so zu verlaufen. Endlich gelangte er an einen kleinen Platz, der von niedrigen Häusern umgeben war. Sie machten einen unheimlichen und fast mittelalterlichen Eindruck. Eine einsame Laterne stand an einer Ecke und verbreitete trübes Licht. Verschwommen hob sich die Silhouette eines kahlen Baumes ab, der in der Mitte des Platzes stand.

Robert Kerstings fror. Er sehnte sich nach Licht und Wärme. In der Nähe der Laterne fand er ein Schild, auf dem in altertümlichen Lettern «Waagplatz» stand. Ueberlegend, welche Richtung er nun einschlagen sollte, wandte er sich um und sah auf der andern Seite des Platzes Licht schimmern. Froh darüber, vielleicht ein lebendes Wesen zu finden, das ihm Bescheid sagen könne, eilte er auf das Licht zu und stand gleich darauf vor einem niedrigen Gebäude. Er hatte sich nicht geirrt, das Licht kam aus einem offenen Fenster im ersten Stock des Hauses.

«Hallo, hallo, ist dort jemand», rief er hinauf.

Niemand antwortete. Irgendwo schrie eine Katze. Noch einmal rief er, und endlich erschien ein schattenhaftes Wesen in der Fensteröffnung, das Kersting undeutlich an den langen Haaren als weibliche Gestalt erkannte, die zu ihm hinabsah.

«Bitte, können Sie mir sagen, wie ich zum Hotel Post komme», rief er.

Die Gestalt antwortete nicht, sondern winkte ihn zu sich hinauf. Was sollte das heissen? War sie stumm oder war sie ein Mädchen von der Strasse, das ihn auf diese Weise zu sich lockte? Wie dem auch sein mochte, Kerstings war zu allem bereit, um endlich zu erfahren, wo er sich befand. Er fand die Haustür, über der ein Schild mit der Nummer elf angebracht war. Einen Augenblick zögerte er, da hörte er, wie das Fenster geschlossen wurde und drückte auf die Klinke. Die Tür gab nach, und er betrat einen dunklen Gang.

Eine plötzliche Furcht befahl ihm, wie er sie noch nie verspürt hatte. Eine namenlose Angst vor dem Unbekannten hatte ihn ergriffen, als berge das Haus unheimliche Wesen, die sich im nächsten Augenblick auf ihn stürzen würden. Es roch süsslich nach Fäulnis und Verwesung. Hastig griff



Die Festmusikanten haben sich zu Ehren des Festes mit Tigerfellen geschmückt. Flöten und Pauken sind die Hauptinstrumente. «Kenacho» nennen sich diese kostümierten Indios. Photo M. von Szepesy

er in die Tasche nach Streichhölzern. Mit dem Licht verschwand auch seine Angst, und er schalt sich einen Narren. Nicht weit entdeckte er eine steinerne Wendeltreppe, und langsam begann er die ausgetretenen Stufen nach oben zu klettern. Das Haus schien alt und vernachlässigt zu sein, denn nirgends gab es eine Spur von Lichtleitungen oder Beleuchtungskörpern. Das Streichholz erlosch, und abermals befiel ihn dies seltsame Gefühl des Grauens. Er fühlte sich von unsichtbaren Gestalten umgeben, die ihn flüchtig berührten. Ein zweites Streichholz flammte auf, er kletterte weiter und stand plötzlich auf einem kleinen Vorplatz, auf den mehrere Türen mündeten.

In einer der Türen stand, im hoherhobenen Arm einen Kerzenleuchter haltend, ein Mädchen von einer so wilden und schrecklichen Schönheit, dass er betroffen stehenblieb. Das war das Haupt der Meduse, um das sich die Haare wie Schlangen ringelten. Er sah den entblößten Arm, der ruhig und sicher den Leuchter hielt. Der Anblick dieses Mädchens verwirrte ihn, und er hatte Mühe, sich zu fassen.

«Verzeihen Sie vielmals», begann er unsicher, «ich habe mich ...»

Er hielt inne. Mit einer winkenden Bewegung des Kopfes hatte sie sich umgedreht und schritt mit wiegenden Hüften in das Dunkel eines Ganges hinein. Ein plötzliches Begehren zwang Kerstings, ihr zu folgen. Sie öffnete eine Tür, und er betrat nach ihr ein Zimmer, das durch viele Kerzen in silbernen Leuchtern erhellt wurde. Ein dicker Teppich bedeckte den Boden. An der einen Wand stand ein altertümliches Bett und auf der andern Seite ein Toilettentisch. Es war sehr warm, und die Luft war schwer von Wohlgerüchen.

Das Mädchen war in der Mitte des Raumes stehengeblieben, stellte den Leuchter beiseite und wandte sich um. Erst jetzt sah Kerstings, dass sie nur ein langes Nachthemd trug, unter dem er ihren üppigen Körper mehr ahnen als sehen konnte. Er war von der Wärme und dem betäubenden Duft wie benommen und starrte schweigend in dieses schreckliche Gesicht, das in seiner grauenhaften Schönheit eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn ausübte. Die schwarzen Locken ringelten sich um einen schneeweissen Hals, und ihre Augen glühten wie im Fieber.

«Küsse mich», befahl sie mit dunkler, heiserer Stimme.

Hatte es bisher noch irgendwelche Hemmungen bei Kerstings gegeben, so fielen sie nun ab, wie

dürrer Laub. Er warf Hut und Mantel in einen Sessel, umfasste sie und presste seinen Mund auf ihre heißen Lippen, doch ein seltsam dumpfes Geräusch, das aus dem Nebenzimmer zu kommen schien, liess ihn zusammenzucken. Es klang wie das Stöhnen eines Sterbenden.

«Was ist das?» fragte er ernüchtert und beruhigt.

«Nichts. Küsse mich», ihn an sich pressend. Sie riss sein Hemd auseinander und biss ihn schmerzhaft in die Brust. Ihre dämonischen Augen leuchteten, und sie schien durchdrungen von einer diabolischen Freude, als Kerstings sie nun zum Bett trug. Mitten im Taumel aber hielt er abermals inne. Wieder, und diesmal stärker als zuvor, hörte er das qualvolle Stöhnen aus dem Nebenraum.

«Mein Gott, was ist denn das?»

Erschreckt wich er zurück, denn das Medusenhaupt begann unvermutet zu lachen. Es war ein heiseres, teuflisches Gelächter, und wieder befiel Kerstings das unheimliche Grauen, das er bereits beim Betreten des Hauses verspürt hatte. Abscheu und Widerwillen stiegen in ihm auf.

«Es ist gelungen, es ist gelungen», schrie sie, noch immer lachend, «er hat alles gehört, und jetzt wird er es spüren.»

Ihr Gesicht wurde plötzlich ernst und schien von grässlichen Qualen durchzogen. Ihre lodernen Augen bohrten sich in die seinen.

«Du sollst erfahren, was gelungen ist», flüsterte sie, «komm.»

Vor diesen Augen wurde Kerstings willenlos, und er liess sich ohne Widerstreben von ihr mitziehen. Dicht neben dem Bett öffnete sie eine Tapetentür. Der Raum, der dahinter lag, sah verwüstet aus, als habe hier ein furchtbarer Kampf stattgefunden. Umgestürzte Sessel, eine zerbrochene Vitrine, umgefallene Gläser, rote Spritzer überall. War das nicht Blut? Kerstings wandte den Kopf, und diesmal war es ihm, als presse eine eiskalte Faust sein Herz zusammen, und nur mit Mühe unterdrückte er einen Schrei.

Dicht an der Wand stand ein langer Tisch. Ein halbnackter Jüngling lag darauf, mit Stricken an den Tisch gefesselt. Zu seinem Haupt und seinen Füßen brannten Kerzen. Sein Körper war mit Blut besudelt, und aus seiner Brust ragte ein Dolch. Er war tot. Der Kopf war zurückgefallen, aber noch immer tropfte das Blut vom Tisch herab auf den Boden. Entsetzt wich Kerstings zurück, doch das Mädchen hielt ihn fest.

«Siehst du ihn», flüsterte sie heiser, «ich habe seine Untreue bestraft. Er sollte alles hören, was zwischen uns vorging, damit er die gleiche Eifersucht empfand, wie sie mich verzehrt hat. Jetzt ist er tot, aber ich werde sein Herz aus dem Leibe schneiden und es aufheben für alle Zeiten, und du wirst mir dabei helfen und wirst mein Geliebter sein.

Kerstings zitterte vor Grauen. Sie musste wahnsinnig sein. Panik befahl ihm, mit einem Ruck riss er sich los, rannte in das Nebenzimmer, ergriff Hut und Mantel, und von dem heiseren Gelächter des Mädchens verfolgt, lief er auf den Vorplatz, stolperte halb fallend die Treppe hinab und erreichte mehr tot als lebendig den Platz. Wie von Furien verfolgt, rannte er durch die Nacht.

Schweissüberströmt gelangte er schliesslich in hellerleuchtete Strassen, aber noch immer lief er, bis er ein Transparent mit dem Wort «Polizeirevier» fand. Er riss die Tür auf, kam in einen Gang, riss eine zweite Tür auf und stand gleich darauf, nur durch eine Schranke getrennt, vor einem uniformierten Polizisten, der an einem Tisch sass und ihn erstaunt betrachtete.

«Kommen Sie rasch, es ist ein Mord geschehen», schrie Kerstings.

«Was ist los?» fragte der Polizist, sich ruhig erhebend, «ein Mord? Na nun beruhigen Sie sich erst mal.»

«Ja, ein Mord, ein grauenhafter Mord», stöhnte Kerstings.

«Setzen Sie sich, Herr», meinte der Polizist, «ich werde den Wachtmeister holen.»

Kerstings liess sich erschöpft nieder und zündete mit zitternden Händen eine Zigarette an. Das nüchterne Bürozimmer beruhigte ihn etwas, und als der Wachtmeister kam, war er fähig, zusammenhängend zu denken.

«Was sagen Sie, es ist ein Mord geschehen?» fragte der Wachtmeister. «Wer sind Sie denn?»

Kerstings gab seinen Namen und seine Adresse an und erzählte in hastigen Worten sein Erlebnis.

«Und wo ist der Mord nun geschehen?»

«Im Hause Waagplatz elf.»

«Waagplatz elf?» der Wachtmeister sah den Polizisten an, «Waagplatz elf gibt es gar nicht. Vielleicht haben Sie sich in der Nummer geirrt?»

«Das kann natürlich möglich sein», gab Kerstings zweifelnd zu.

«Na ja», meinte der Wachtmeister, «also Huber, gehen Sie mal mit Herrn Kerstings und sehen Sie nach, was los ist.»

Der Polizist zog sich den Mantel an, schnallte den Riemen um, und sie betraten die Strasse. Grau und trüb war die Morgendämmerung gekommen, und ein fahles Licht erhellte die Strassen. Schweigend gingen die beiden Männer nebeneinander her, bis sie an das Ziel gelangten.

«Hier ist der Waagplatz», sagte der Polizist, «wo ist nun das Haus?»

Kerstings sah sich um. Ohne Zweifel war dies der Platz, auf dem er heute nacht gewesen war. Da stand die Laterne und in der Mitte der kahle Baum, aber wo war das Haus? Die hier stehenden Häuser machten keineswegs einen unheimlichen Eindruck, und dort, wo seiner Meinung nach das Haus Nr. elf stehen musste, gab es nur einen verwilderten Garten.

«Nun, wo ist das Haus?» fragte der Polizist abermals.

«Ich hätte schwören mögen, dass es dort stand, wo jetzt der Garten ist», antwortete Kerstings, «aber das kann natürlich nicht sein, es muss eines der Häuser daneben sein.»

Sie schritten über den Platz. Zu der Haustür des einen Hauses führten drei Stufen, das konnte es also nicht sein, aber das andere Haus war es auch nicht. Verzweifelt ging Kerstings von einem Haus zum andern, suchte den ganzen Platz ab, aber er fand das Haus Nr. elf nicht wieder.

«Mein Gott, kann man sich denn so irren? Es war ein Haus auf diesem Platz mit der Nummer elf. Ich erkenne doch den Platz, und das Haus ist fort.»

«Na gehen wir mal zurück», befahl der Polizist brummig.

Kerstings folgte ihm schweigend. Jede Szene der Nacht war in ihm lebendig, und doch hatte er das Haus nicht gefunden. Sie erreichten das Revier, und der Polizist erstattete Bericht.

«Haben Sie vorher etwas getrunken?» fragte der Wachtmeister ruhig.

«Mein Gott, ja, mit Herrn Kramer ein paar Flaschen Wein, aber doch nicht so viel, dass ich nicht mehr weiss, was ich getan habe», sagte Kerstings.

«Na ja, Herr Kerstings, nach Ihrer Aussage sind Sie eine zeitlang in den Strassen herumgeirrt. Sie waren müde. Vielleicht haben Sie sich irgendwo hingesetzt, sind eingeschlafen und haben geträumt. Es gibt da einen Paragraphen wegen Irreführung der Polizei, aber davon will ich Abstand nehmen. Es kann jedem mal passieren, dass er so

was Komisches erlebt. Gehen Sie also erst mal ruhig ins Hotel und schlafen Sie sich aus.»

Völlig verzweifelt gelangte Kerstings schliesslich in sein Hotelzimmer. Er begriff das Ganze nicht. Müde zog er sich aus und trat an den Waschtisch, und nun weitete sich sein Blick, er hatte den Beweis, dass er nicht geträumt hatte. Er sah im Spiegel auf seiner Brust eine blutunterlaufene Stelle. Dorthin hatte ihn das Mädchen gebissen, und dieser Biss liess sich nicht wegleugnen. Aber wo war das Haus. Kerstings schauerte zusammen, er war jedoch zu müde, um noch denken zu können und fiel in sein Bett.

Erst am Nachmittag erwachte er, und sein Erlebnis fiel ihm wieder ein. Er zog sich hastig an, ass eine Kleinigkeit und machte sich auf den Weg. Zwar fand er den Waagplatz, aber er fand das Haus nicht, und es war sinnlos, weiter danach zu suchen.

Am Abend traf er Herrn Kramer, und auf die Frage, ob er gut nach Hause gekommen sei, erzählte Kerstings seine Geschichte.

«Die Polizei glaubt mir natürlich nicht», schloss er endlich, «aber ich habe Ihnen ja gesagt, dass ich den Beweis an mir trage.»

«Ich glaube Ihnen», sagte der alte Herr, «denn Sie sind nicht der Erste, der dieses merkwürdige Abenteuer erlebt hat.»

«Was wollen Sie damit sagen?» fragte Kerstings erstaunt.

«Ich bin ein alter Mann, Kerstings, und beschäftige mich mit allerlei Merkwürdigkeiten», antwortete Kramer nachdenklich. «Das Haus Waagplatz elf hat einmal existiert bis zum Jahre 1859. Dann wurde es abgerissen, aber warten Sie einen Augenblick.»

Kramer erhob sich und entnahm seinem Bücherschrank einen Aktendeckel, bevor er es sich in seinem Sessel wieder bequem machte.

«Ich habe diese Notizen gesammelt, weil mich der Fall von Anfang an interessierte. Also hören Sie zu. Am 23. November 1946, also kurz nach dem Krieg, fand ein Polizist einen anscheinend betrunkenen Mann in der Langegasse. Es war der Bäckermeister Ernst Heuser. Er wurde ins Krankenhaus gebracht, aber offenbar war er irrsinnig geworden, denn er behauptete immer wieder, dass er im Hause Waagplatz elf Zeuge eines Mordes gewesen sei. Das Haus existiert jedoch nicht, und alle unternommenen Nachforschungen der Polizei blieben erfolglos.

Am 23. November 1936 erschien auf der Polizeiwache der Viehhändler Franz Fürgel und sagte aus, es sei im Haus Waagplatz elf ein Mann von einer Frau ermordet worden. Am 23. November 1926 war es der Landwirt Birkelbach, am 23. November 1916 war es der Lederhändler Bruno Mader, 1906 war es der Freiherr von Bruntzen, 1896 Georg Haberling, und so geht das weiter bis zum Jahre 1866. Sie sehen daraus, dass alle zehn Jahre ein Mann das gleiche Abenteuer erlebt hat, wie Sie. Jetzt kommt eine Notiz aus dem Jahre 1859, eine Zeitungsnotiz, in der es heisst: Das Haus Waagplatz elf, das seit einigen Jahren leer steht, weil niemand wegen des unheimlichen Spukes, der dort umgeht, darin wohnen will, ist auf Anordnung des Magistraten abgerissen worden. Und nun zum Schluss ein Ausschnitt aus dem Jahre 1856, der den Schlüssel zu dem Rätsel gibt, mit der Ueberschrift: Scheussliches Verbrechen am Waagplatz. In der Nacht vom 23. November hat sich in unserer Stadt ein scheussliches Verbrechen ereignet, das von dem Brauereibesitzer Gustav Jungnickel gemeldet wurde. Der Zeuge Jungnickel hatte sich in der Dunkelheit verirrt, sah im ersten Stock des Hauses Waagplatz elf Licht und wollte sich nach dem Wege erkundigen. Er wurde von der unverheirateten Ludmilla Karel in ein Zimmer geführt, in dem er zu seinem Entsetzen die Leiche eines jungen Manes fand, der in furchtbarer Weise verstümmelt und ermordet worden war, wie die Karel ihm selbst gestand. Die Polizei, die sofort den Tatort aufsuchte, fand seine Aussage bestätigt. Der Ermordete ist der jüngste Sohn des Grafen X. Die Mörderin Ludmilla Karel ist verschwunden und konnte bisher trotz aller Nachforschungen nicht eruiert werden.

Das ist die Geschichte des Hauses Waagplatz elf.»

Robert Kerstings fuhr am nächsten Tage nach Hause zurück, aber das Erlebnis jener Nacht blieb in ihm haften, wie ein unverlöschliches Mal, und immer wieder sah er das schrecklich schöne Gesicht jenes Mädchens vor sich.

*

Monate später erhielt er einen Brief seines Freundes Kramer. Kramer hatte dem Brief einen Zusatz beigefügt und schrieb:

«Etwas wird Sie interessieren, mein lieber Kerstings. Im Zuge des allgemeinen Aufbaues ist auch der Waagplatz umgestaltet worden. Bei den Ausschachtungsarbeiten zur Errichtung neuer Häuser

hat man an der Stelle, wo ehemals das Haus Waagplatz elf stand, einen seltsamen Fund gemacht. Die Arbeiter gruben einen völlig verrosteten, schmiedeisernen Kasten aus, in dem sich die Ueberreste eines vertrockneten Herzens befanden. Niemand hat sich den Fund erklären können, doch ich gehe wohl in der Annahme nicht fehl, dass Sie wissen, um wessen Herz es sich handelt. Meinen eifrigen Bemühungen gelang es, den Pfarrer zu bewegen, das Herz mit den Einsegnungen der Kirche auf dem Friedhof zu begraben. Damit dürfte dem Spuk ein Ende bereitet sein und eine irrende Seele Frieden gefunden haben.» (NPA)

EDISON DER ZWEITE

Kürzlich machte in einer Gesellschaft jemand die Anregung, gleichsam als unterhaltendes Spiel, ein jeder möchte einen originellen Menschen schildern, dem er einmal begegnet sei. Hui, da war ich gleich Feuer und Flamme, denn ich hatte schon längst ein Original präsent. Und da ich ihn am Tag vorher zufällig wieder im Tram getroffen hatte, stand «Edison der Zweite» noch sehr frisch in meiner Erinnerung. In Wirklichkeit hiess er natürlich nicht so. Als «Danzi Romano» war er eines Tages im Redaktionsbüro unserer Zeitung aufgetaucht und hatte seine Mitarbeit angeboten.

«Sind Sie Journalist von Beruf?» erkundigte ich mich.

«Nein, Maurer.»

Natürlich musste ich ein wenig lachen, doch war mir der Mann durchaus sympathisch. Er mochte etwas mehr als zwanzig Jahre alt sein, ein vifer Kerl, an dem mir besonders seine unsteten Augen auffielen. Unentwegt schoss sein Blick im Zimmer hin und her, und ich hatte den Eindruck, er vermöchte in einer einzigen Sekunde alle Gegenstände in seinem Hirn zu registrieren und zu photographieren.

«In meiner Freizeit bin ich Erfinder», erzählte er, «ich habe einen Konservenbüchsenöffner konstruiert, einen neuartigen Kleiderbügel und ein Mittel, um abstehende Ohren anzukleben. Daneben schreibe ich zu meinem Vergnügen. Können Sie etwas brauchen?»

«Worüber schreiben Sie denn?» wollte ich wissen, denn ich trachtete darnach, allmählich zum Kern seines Besuches zu kommen.

«Was Sie wollen», antwortete Romano. «Gedichte, Stimmungsfeuilletons, Gedenkartikel über berühmte Leute. Ausserdem mache ich Humorzeichnungen.»

«So? Zeichner sind Sie auch?» fragte ich überrascht, denn der junge Mann musste ja wirklich ein besonderes Genie sein.

«Ja, ich kann alles», sagte Romano. «Das ist ja eigentlich mein Unglück, dass ich zu vielseitig begabt bin. Es gibt nichts, was mich nicht interessiert, und nichts, was mir nicht gelingt.» Gleichsam zum Beweis dieser grossen Worte zog er aus seiner Mappe vier Blätter und hielt mir ein paar Witzzeichnungen hin, recht laienhafte und dürftige Skizzen, wie ich sogleich sah.

«Nein, das kann ich leider nicht brauchen», winkte ich deutlich ab, doch liess sich Romano nicht abschrecken.

«Das macht gar nichts — geben Sie mir ganz einfach einen anderen Auftrag. Ich richte mich gern nach Ihren Wünschen.»

Mir wurde immer klarer, dass ich es da mit einem ausgesprochenen Sonderling zu tun hatte. «Sehen Sie», suchte ich ihm zu erklären, «wenn Sie mir gesagt hätten, Sie seien Spezialist für Handorgelmusik, oder gar ein guter Vogelkenner, oder Sie interessierten sich von Jugend auf für Schulhausbauten, dann hätte ich Ihnen gewiss irgendeinen Auftrag probeweise geben können. Aber ein Universalgenie ist bei einer Tageszeitung schwer zu beschäftigen, auch für einen Erfinder ist hier kein Platz. Es tut mir leid.» Ganz zum Schluss hielt er mir noch einen Aufsatz über die Ausbildung von Infanteristen hin sowie ein Herbstgedicht, das von Orthographiefehlern wimmelte und das ich natürlich auch nicht brauchen konnte. Dann verschwand sein roter Hemdkragen hinter der Tür, und ich sann noch ein Weilchen seiner ungewöhnlichen Erscheinung nach.

*

Zwei Jahre sind nach diesem seltsamen Besuch vorübergegangen. Nur ganz von weitem habe ich Romano einmal gesehen, sein brauner Lockenkopf ist mir sofort aufgefallen. Er trug drei dicke Bücher unter dem Arm und verschwand eilig in der Menge. Aber ein Vierteljahr später gab es ein neues Wiedersehen mit ihm, und zwar daheim in unserem grossen Miethause. Unsere langjährige